

Das Deutschland des Krieges [Fortsetzung]

Autor(en): **Eberlein, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

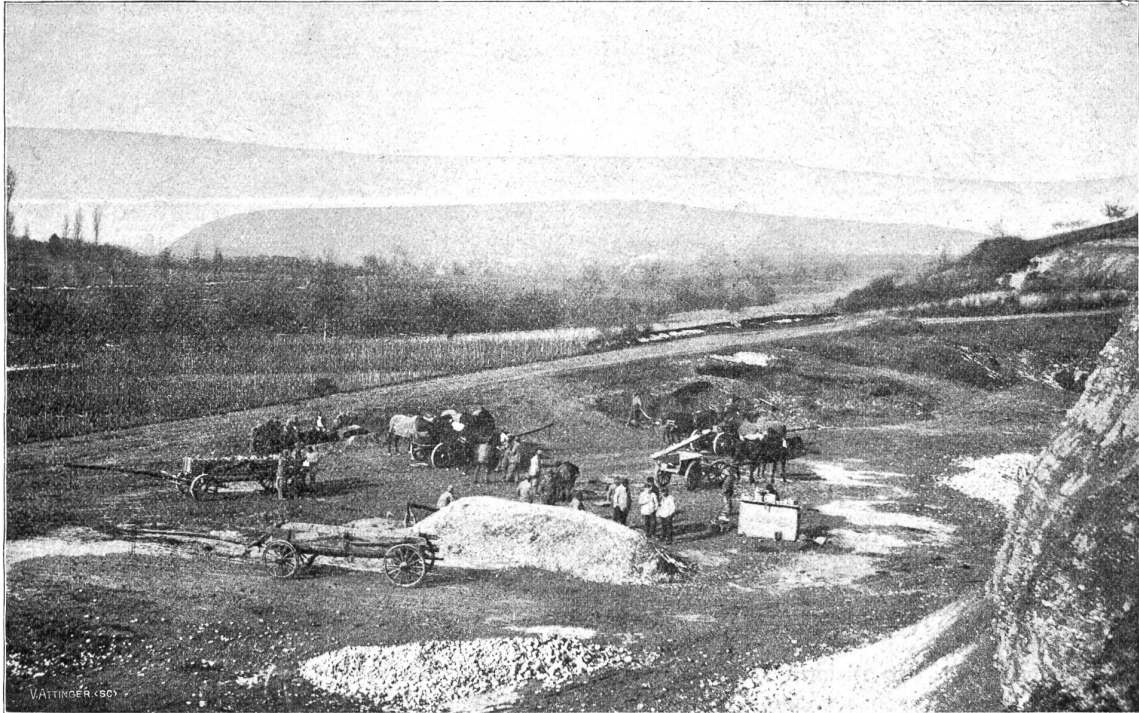
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sträflinge an der Arbeit in der Inser Kiesgrube.

vögel in Menge, und sogar Fasane sind hier nicht selten. Rechnet man die Chile-Alp im Diemtigtal, die Witzwil gehört, hinzu, so sind in diesem Königreiche fast alle Pflanzen- und Tierzonen der Schweiz vertreten.

Unvergeßlich ist mir die Heimkehr aus dem Moos bei der abendlichen milden Sonne. Hunderte von Lerchen jubilierten im Blau des Himmels, und das Gezirp der Grillen erfüllte tausendstimmig die Luft. Vereinzelt er-

klang aus einem Moorgraben ein schüchternes Froschgefang. Ein Hausrötelein äzte noch fleißig seine Zungen im Neste an der Torfhütte. Aus den reifen Matten stieg ein wunderbarer Heuduft. Ein stiller Gottesfriede lag auf der schönen Landschaft. Wie schön muß erst eine sternklare Sommernacht sein im Inser und Witzwiler Moos!

(Schluß folgt.)

Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

Die Verwundeten.

(Nachdruck verboten.)

Trotz verbesserter Deckung sind die blutigen Verluste in diesem Kriege unverhältnismäßig hoch, nach übereinstimmendem Urteil eine Folge der zur Präzisionswaffe ausgebauten Artillerie. Im deutschen Heer, dem zwei Dinge besonders zusehen: die französischen 75 Millimeter-Feldgeschütze, welche zugestandenermaßen weiter tragen als die deutschen, und die unbeschränkte amerikanische Munition, welche es den Verbündeten erlaubt, jeden Angriff mit einer beispiellosen Eisenverschwendung vorzubereiten, Schützengräben aus sicherer Entfernung einfach durch Zuschüttung unhaltbar zu machen und den Quadratmeter Boden, wie beim Durchbruchversuch in der Champagne, mit 16 Granaten zu belegen, haben die Verwundeten längst die siebenstelligen Ziffer überschritten. Es liegt auf der Hand, daß selbst Deutschlands fast unerschöpfliche Wehrmacht einen solchen Verlust nicht verschmerzen oder wettmachen könnte, wenn alle Verwundeten aus der Reihe der Kämpfer ausscheiden müßten. Das ist jedoch nur bei einem geringen Bruchteil der Fall, weitaus die meisten ziehen nach ihrer Ausheilung ein zweites, drittes und viertes Mal ins Feld. Stehen manche in den Argonnen, denen eine russische Kugel die Schulter durchbohrte, belgische Granatenplitter bei Antwerpen den Arm aufrißen, englische Schrapnells die Füße durchlöcherten — und nun erwarten sie den französischen

Gruf. Vom indischen Aufschliffmesser bis zum komplizierten Zeitzunder hat der deutsche Soldat, wie er mit Humor gesteht, Gelegenheit, auf „vielseitige“ Art und mit allem Komfort der Neuzeit den Heldentod zu erleiden. Wenn dieser beißende Galgenhumor nur auch denen beschieden wäre, die der Heldentod bloß so weit gestreift hat, daß sie seine gräßliche Klaue zeit lebens verspüren, ohne seiner alle Schmerzen endenden Ehre teilhaftig geworden zu sein! Aber wie der erste in Deutschland eintreffende Lazarettzug der lauten Schlachtbegeisterung der Dahingeblichen gleich einem Stich ins Herz fuhr, so sinkt auch vor dem verwundeten Krieger die Fata morgana in fürchterliche Leere zusammen, wenn er in den karierten Decken des Feldspitals liegt. Die Armen preisen sich glücklich, wenn sie in die Heimat transportiert werden, was nur bei nicht lebensgefährlichen Wunden geschieht. Freilich dort wartet ihrer eine mütterliche Pflege, eine Liebe, die vielen Elternlosen, modernen Nomaden, verlorenen Söhnen etwas gänzlich Neues, Niegekanntes — ein Paradies auf dieser kriegerschütterten Erde eröffnet, die Erlösung aus grauenvoller Irrfahrt, das Erwachen aus folternden Träumen bedeutet. Ich habe im weiten Deutschen Reich Lazarette aller Art besichtigen können, Musteranstalten und Notbaracken, Privathäuser und Militär Lazarette, mit und ohne Führung,

fast immer unangemeldet. Wo die Genfer Flagge ein Haus schützt, da darf man, mag es noch so bärbeißig und nüchtern aussehen, sicher sein, drinnen Sonne zu finden. Sonne, die aus blütenweißer Wäsche, blanken Fenstern, blitsauberem Gerät und lustigen Mädchenaugen strahlt. Mit Vorliebe wurden solche Gebäude ausgesucht, die auch über ein Stückchen Gartenland verfügen, das die Genesenden als die schönste Verkörperung von Rousseaus „Zurück zur Natur“ empfinden. Denen, die kalten Herzens den Stahl in Feindesblut tauchen mußten, wird jede aufbrechende Blüte zum Ereignis, die Reinheit und Schönheit, den Allgegen der friedlichen Natur wird so mancher erst jetzt gewahr, wo zwischen zerfleischenden Granaten die Ansel unbekümmert ihr Abendlied zum Preise einer höheren Ordnung singt, wo schwankende Blütenzweige wie Sonst vom heiteren Sinn des Lebens plaudern. Kein Wunder, daß der Krüppel mit dem hochgeschlagenen, leeren Uniformbein die Sprache nicht versteht. Was ist Seligkeit? Die Selbstverständlichkeit, auf zwei Beinen zu stehen.

Andere lachen, karteln, treiben Unfug. Begründen ihre Lebenslust teils mit der Aussicht, nicht mehr, teils bald wieder ins Feld ziehen zu müssen. Von einem in Düsseldorf liegenden Bayern, dem ein Querschläger das Gesicht vom Hals bis zur Nase weggerissen hatte, glaubte ich am sehnlichsten den Wunsch nach Befreiung vom Militärdienst vernehmen zu müssen, bekam aber aus künstlichem Mund zwischen künstlichen Zähnen hervor zu hören: „Zehnmal lieber ins Feld! Wieder andere, mit einem verletzten Finger davongekommen, haben es „bis zum Hals“. Weit aus die meisten tun ihre Pflicht, nichts weiter. Wie soll bei so verschiedener Psyche die geistige Pflege der Verwundeten gehandhabt werden, wie das Volk seinen verstümmelten Söhnen gegenüber treten? Ich sah einen von der Furie des Krieges körperlich und seelisch Gezeichneten an einer Straßenecke Berlins stehen. Er schaute mit schmerzlichen Augen in das Verkehrsgewühl, in die rücksichtslose Jagd nach Geld,

das neugierige Gedränge um die Depeschentafel — „bloß zweihundert Gefangene!“ meinte einer geringschätzig —, er hörte das Gelächter der hochmodern herausgeputzten Dinen, erwidert von jungen Männern, mit geraden Gliedern, hörte die Anpreiser vor den Kinopalästen, die neueste Sensation „Arkomisch“ ausschreien, hörte und sah das Leben seinen brutalen Gang gehen mit den gewohnten Frauen — und schwieg. Draußen verspritzten zur gleichen Minute Tausende ihr Blut. Es war sehr schön, daß er schwieg.

Als ihr sichtbarstes Abzeichen tragen die Verwundeten ohne Ausnahme im ganzen Reich einheitliche Krankenkleidung, den gestreiften Waschanzug. Vor dem ersten Schritt auf die Straße müssen sie in die Uniform schlüpfen. Einheitlich ist ferner und zwar nach dem Muster der Friedenslazarette die Ausstattung der Krankenzimmer, soweit das mit Rücksicht auf Interimsgebäude möglich ist. Die Eisenbetten mit der Tafel, worauf Name des Verwundeten, Datum und Ort der Verwundung, sowie der Name des behandelnden Arztes zu lesen sind, kennt man auch in der Schweiz. Während sich die Zahl der in einem Raum — manchmal ist es ein nüchternes Amtszimmer, manchmal ein Spiegelsaal — untergebrachten Mannschaften je nach den Verhältnissen richtet, hat jeder Offizier in der Regel sein eigenes Zimmer, das liebevolle Hände nur zu oft überreichlich mit Blumen ausschmücken. Mit dem Mai haben die Kinder des Frühlings auch in dem bescheidensten Mannschaftsraum Einzug gehalten, laufen aber manchenorts Gefahr, bald wieder durch weniger zartfühlende Pflegerhände verdrängt zu werden; denn leider ist das segensreiche Samaritertum der Frau in Abnahme begriffen. Wenn auch diese betrübliche Erscheinung von verschiedenen Seiten verschieden ausgelegt wird, so steht doch fest, daß dem Andrang der Frauen zu ihrem natürlichen, dem Pflegerberuf, an maßgebenden Stellen eher Hemmnisse in den Weg gelegt, als beseitigt werden.

(Schluß folgt.)

Wäge Mädin.

Es Gschichtli us em Ämmethal, erzelt vom Simon Gfeller.

2

Sim — i bi süsch nid grad schüßige mit Gälttlehne. Aber was wott me? Gägen eine, wo verliebt ich bis i's Chappetschötteli ufe, darf me nid wohl der Wüescht mache.

Numen eis han ihm ygmärtet: I möcht doch de au öppe gseh, was er für eini usegläse heig. Bowäge es volles Wüescht gseh me de nid all Tag.

Peklin ich das nume Mähl i si Muelte gsi. Die dörf er fräveli lo luege. I söll de nume mache, daß i öppen i der Nöchsem i sig. Er wells de scho rische, daß i se chönn is Aug fasse.

„Aber i mueß pressieren u hei,“ het er ungereinicht aso anglychte. „Der Stueboden ischt i der Wittli dären afen ordeli dünn. Zum Fürsorg wott i no hurti gon e Stürzel drunger stelle. Süsch chönn mer de Mädi no samt de Laden i Händöpfelchrummen ahe tätsche — u das chönn de en ungattligi Sach gäh — Städelaternetöri hä hä hä hä!“

Er ischt ume ganz buschuf gsi u dervogscheilet, daß nie eso.

Monderischt han i Achtig gäh, wi-n-e Sabch im Tschupp. U richtig, nom Mittag ischt er mit ere cho. I bi do chli uf em Härdli ume trätset u ha mi so sattli gäge Peklis Pflanzig zuegloh. Un es ischt emel grote. I ha chönn d'Gwungernase fuetere, ohni der Schimmel schüch zmache. Pekli het äxtra chli dräiht, wo-n-er d'Uslicht erklärt het. Un i ha emel ono müeße mi Säuf derzue gäh, gäh de alls eso sig u di Puurehüser würklig lo heiße, wi-n ar'sch im Chopf heig.

U mi tüuri Sächsi, das Mädi isch de in der Tat no fei es noggis Chrugelmußli gsi. Es Chöpfli het es gha wi-n-es Bärnpuderli*) u zueu milions läbige lischti Neugli drin. Jez han i au bigriffe, worum daß Pekli bihauptet het, vollkomenerich Wybervolch chöm tes vöre: I Mädis Sutt hätt wäger niene me es Zymmeli öppis Plagh gha, süsch hätt es se versprängt. Am Chittelbrüschli het es fäsch möge d'Häffli gstrede. Deppen grad wüescht groß ich es nid gsi, das Mädi, u Hoorbüchi het es e chli-n-es schitterich gha. Aber agleit ich es gsi — ohne Schmychel grebt — de grad wättigs brav, alls wi-n-es ame Wybervolch wohl asteit. I mueß's säge: I hätt emel Peklin nid chönnen abwändig mache un ihm das Wybervolchli vernütige. 's Gägeeel, i ha mi müeße verwundere, daß es si mit ihm agloh het. We me di Zueu vergliche het, ich Pekli gar nid guet ab der Zetti cho. Er ich mer nid grad einischt abschynniger u uberstelliger vordho, weder näbe Mädin zuehe. Grüehrt het er schi jo, was ihm ich mügli gsi. Er ischt um das Mädi ume zwirblet, wi-n-e Heugümper umen es Aemdschöchli.

D'Wuche druf han ihm bigryfflig albeinisch der Spannstab e chli nto: Mi wärd däich de gli müeße Bulver chaufen u d'Mürschle zwägmache für z'fanalle!

Aber bilängerschi meh han i möge gmerke, daß d'Nuß no nid halig sy. Pekli het der Chürps la hange un ich tuuche gsi. Zer'sch het er mit der Sprach nid vüre welle

*) Fünferweggli.